

turelle Faktoren erschwert wird. Während er auf der Basis eines ethnographischen Ansatzes für eine individualorientierte Herangehensweise an kulturspezifische Gesundheitsvorstellungen plädiert, betont er gleichzeitig deren Grenzen: Hürden wie die Kosten für Vorbeugung, Therapie und Versicherung oder der häufig ungeklärte rechtliche Status der Migrantinnen.

Auch Jennifer S. Hirsch stellt im 8. Kapitel (229–257) die Gesundheit von Migranten in direkten Zusammenhang mit Armut und sozialer, politischer und rechtlicher Marginalisierung und plädiert dafür, dass Ethnologen sich als Fürsprecher und Anwälte der Erforschten engagieren sollten. Sie betont besonders die mit der Forschung einhergehende ethische Verpflichtung, die Dynamik zwischen Kultur, politischer Wirtschaft, Migration und Gesundheit herauszuarbeiten und dabei auch nicht die Konflikte innerhalb von Migrantengemeinschaften außen vor zu lassen.

Auch der letzte Beitrag des Bandes (259–294) von Richard A. Shweder befasst sich mit ethischen Fragestellungen, indem er anhand von kontroversen Fallbeispielen zum gesellschaftlichen und juristischen Umgang mit verschiedenen Migrantengruppen die Frage aufwirft, inwieweit die Forschung durch den Nationalstaat, in dem sie stattfindet, determiniert ist. Am Beispiel von Schulverweigerern der Amish in Wisconsin, Tieropfern einer Santería-Gemeinde in Florida, der rituellen Verwendung von Peyote bei nordamerikanischen Indianern, dem Küssen der Genitalien ihrer Söhne bei Afghanen in Maine und der operativen Veränderung der Genitalien somalischer Frauen in Seattle macht er deutlich, dass Rechte wie die freie Religionsausübung, die Privatheit der Familie und die Rechte von Eltern über ihre Kinder in Konflikt mit den US-amerikanischen Normen und Gesetzen geraten können und dass Ethnologen in diesen Fällen als Vermittler agieren können. Bedauerlicherweise bleibt dieser Beitrag somit trotz der enormen Bedeutung religiöser Räume für Migranten der einzige, der sich mit Religionen und deren Anpassung an die städtische Umgebung befasst.

Insgesamt eignet sich das Buch „American Arrivals“, das Beiträge der wichtigsten US-amerikanischen Wissenschaftler zu diesem Thema vereint, als Einstiegsliteratur in die Bandbreite ethnologischer Migrationsforschung im nordamerikanischen Raum und regt gleichzeitig dazu an, grundsätzlich über die Besonderheiten ethnologischen Forschens nachzudenken. Nicht jeder der Beiträge vermag dem in der Einleitung angekündigten Programm gleichermaßen gerecht zu werden. Aber auch jene Kapitel, die weniger dezidiert auf die Besonderheiten der Ethnologie eingehen oder die versprochenen Zukunftsperspektiven vernachlässigen, thematisieren interessante Forschungsfragen, zu denen Ethnologen einen Beitrag leisten können. Heike Drotbohm

Gerber, Peter R., und Heinz Lippuner (Hrsg.): *Unsere Kindheit – unsere Zukunft. Indianische Stimmen aus Kanada und den USA.* Frauenfeld: Verlag Im Waldgut, 2001. 176 pp. ISBN 3-7294-0315-X. Preis: € 19,00

Häufig nimmt ein Projekt mehr Zeit in Anspruch, als ursprünglich von den Machern dafür eingeplant wurde. Dies trifft auch auf die vorliegende Publikation zu, die auf Texten basiert, welche zwischen 1985 und 1992 entstanden. Die Beiträge der mehrheitlich indianischen Autoren, zu denen neben Schilderungen der eigenen Kindheit und Jugend auch analytische Texte zählen, haben jedoch nicht an Aktualität verloren.

Wie in der Einleitung die Herausgeber Peter Gerber, der am Völkerkundemuseum der Universität Zürich als Kurator die amerikanischen Sammlungen betreut, und Heinz Lippuner, Titularprofessor für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Zürich, erläutern, wurden die 21 Beiträge entsprechend ihrem Inhalt in vier Kapitel gegliedert. „Leben auf der Reservation“ beginnt mit zwei kurzen Rückblicken in die Vergangenheit der Lubicon-Cree im Norden Albertas. Eduard Laboucan und Charles Letendre berichten über die Zerstörung ihres Lebensraumes durch die Öl- und Holzindustrie, die ihnen ein Auskommen als Jäger und Trapper unmöglich machte, und von ihrem Kampf für ein eigenes Reservat. Anschließend kommen Angehörige der beiden nachfolgenden Generationen der Lubicon zu Wort. Roseline Daniels verbrachte die ersten Lebensjahre bei ihrer Großfamilie, bevor sie im Alter von sieben Jahren in eine Internatsschule geschickt wurde. Trotz des damals rigiden Schulsystems bewahrte sie ihre indianische Identität, ließ sich als Lehrerin ausbilden und unterrichtete indianische Kinder an verschiedenen Schulen. Aufgrund der Trennung der Eltern und des Berufs seiner Mutter Roseline lernte ihr Sohn Danny Johnstone viele Orte kennen. Das Leben im Reservat Montreal Lake gefiel ihm aufgrund der Jagd- und Fischfangmöglichkeiten sehr. 1991 lebte er in der Stadt, wo er sich wegen der ständigen Unruhe nicht wohl fühlte; zudem hatte er Alkoholprobleme.

Wie wichtig im Zusammenhang mit der Übersiedlung von einem Reservat in die Stadt der Halt innerhalb der Verwandtschaft und die Wahrung der traditionellen Kultur ist, wird im Kapitel „Familie und Gesellschaft“ thematisiert. So schildert die Cree Freda Ahenakew zunächst ihre eigene Kindheit, die sie größtenteils mit der Großfamilie verbrachte, wenn man von einem einjährigen Internatsaufenthalt absieht. Als Teenager musste sie ein Internat in Prince Albert besuchen, doch sie brach die Schule vorzeitig ab und heiratete. Trotz ihrer 12 Kinder fand sie noch Zeit für einen nachträglichen Schulabschluss und einige Universitätskurse. Ein Lehrerdiplom und ein Magistergrad in Linguistik folgten. Sie bedauert es, nicht an alle ihre Kinder die Cree-Sprache weitergegeben zu haben. Der Tlingit Rudy James, der unter anderem Präsident einer Regionalgruppe der Alaska Native Brotherhood ist, analysiert in seinem Beitrag die Situation der Kinder und Jugendlichen seiner Ethnie. Nach einer kurzen Erwähnung der Probleme der Jugendlichen wie Alkohol-, Drogen- und Medikamentensucht und der hohen Selbstmordrate erläutert er einige Aspekte der traditionellen Kultur der Tlingit. Anschließend beschreibt er die Veränderungen, die sich für die Tlingit durch den Kontakt mit den

Weißen ergaben. Darauf aufbauend geht er erneut auf die Schwierigkeiten der Heranwachsenden ein. Weil die Lösungsansätze von Staat und Regierung, die auf die Jugendlichen selbst abzielten, bislang kaum Wirkung gezeigt haben, plädiert James für einen ganzheitlichen Ansatz: Wenn Gesellschaft und Kultur der Tlingit insgesamt gestärkt werden, hilft dies auch den Heranwachsenden.

Das umfangreichste Kapitel, „Vom Kind zum Heranwachsenden“, enthält Beiträge, die sich auf die frühere Lebensweise bzw. auf den teilweisen Erhalt und die Wiederbelebung alter Traditionen beziehen. Der einzige nichtindianische Autor, der Ethnologe Peter Bolz, widmet sich der Initiation bei den Lakota. Übergangsriten von der Kindheit zum Erwachsenen waren im nordamerikanischen Plainsgebiet nicht so stark ausgeprägt wie in manchen anderen Kulturarealen. Bei den Jungen wurden sie beispielsweise durch die Suche nach einem Schutzgeist und die Aufnahme in einen Männerbund vollzogen. Heutzutage dienen andere gesellschaftliche Ereignisse diesem Zweck, wie z. B. die Teilnahme an Powwows, die Durchführung der Hunka-Zeremonie, die sich von einer rituellen Adoption zu einer Pubertätszeremonie gewandelt hat, sowie das Durchstechen der Ohrfläppchen von Kindern, das Durchbohren der Brusthaut von jungen Männern oder die Opferung von Hautstücken aus den Armen junger Frauen während des Sonnentanzes. Auf diese Weise werden die Heranwachsenden in die Lakota-Gesellschaft integriert und ihre ethnische Identität gestärkt. Wie ein Entwicklungsweg vom Kind zur Frau bei den Lakota aussehen kann, schildert die 1945 geborene Irvine R. Twin. Das Streben nach kultureller Harmonie zieht sich wie ein roter Faden durch ihr Leben. Dieses kann sich darin äußern, dass man aus der euro-amerikanischen und der Kultur der Lakota sinnvolle Elemente aufnimmt, mit Veränderungen beibehält oder wiederbelebt sowie entsprechende Komponenten kombiniert, hier z. B. eine christliche Taufe und eine Namensgebung während einer Hunka-Zeremonie im Abstand von ungefähr zwei Monaten. Der Beitrag des inzwischen verstorbenen Mohawk Ron LaFrance beschäftigt sich speziell mit der schulischen Erziehung und Ausbildung von Kindern und Jugendlichen indianischer Abstammung in den USA. Nachdem er auf historische Aspekte der indianischen Schulbildung sowie auf Schulbildungsberichte aus den 1950ern und 1960ern eingeht, erzählt er von seinen Erfahrungen als Mitbegründer einer alternativen Schule, der Akwesasne Freedom School. Als Vorsteher nahm er von 1981–1983 an der Anfangsphase dieser Schulform teil, die insofern ebenfalls einen ganzheitlichen Anspruch hatte, weil sie nicht nur die Bildung der Jugend, sondern auch die Zukunft der Mohawk im Allgemeinen berücksichtigte. Die beiden folgenden Texte sind sehr kurz gehalten. Trina Stacey hat sowohl die Kahnawake Survival School auf dem gleichnamigen Mohawk-Reservat als auch eine Schule außerhalb dieses Territoriums besucht und zieht einen Vergleich zwischen ihnen. Dagegen besuchte der Cree Dwight Gladue nur öffentliche Schulen in Städten. Trotz einiger positiven Erfahrungen entschied er sich im

inneren Konflikt für die Beendigung der Schule, um seine Zeit mit den Großeltern auf der Fallenstrecke zu verbringen. Gail Bear-Cuthand, eine Plains Cree, gibt einen Einblick in ihre Erfahrungen als Lehrerin mit einem bikulturellen Ausbildungssystem in Saskatchewan. Nach Hintergrundinformationen über die historische Entwicklung des indianischen Bildungswesens stellt sie Ergebnisse aus ihrer Berufstätigkeit dar; im Mittelpunkt stehen die Konflikte und Probleme, welche der integrierte Schulunterricht der indianischen Kinder in den städtischen Schulen und die allgemeine Integrationspolitik der Regierung verursachten, sowie die Reaktion der Betroffenen, die durch Tagungen, Workshops, Öffentlichkeitsarbeit, Publikationen und durch die Gründung von Bildungsinstitutionen Lösungsansätze suchten und fanden. In ihrem zweiten Beitrag bezieht Freda Ahenakew Position zur Wiederbelebung und zum Erhalt indianischer Sprachen in Saskatchewan. Ihr Versäumnis, die eigenen Kinder Cree zu lehren, führte zu ihrem heutigen Engagement für „ererbte Sprachen“.

Das vierte und letzte Kapitel, „Zwischen zwei Welten“, setzt sich aus Schilderungen unterschiedlicher Lebenserfahrungen zusammen. Den Anfang machen Wendy und Keith Philip Bear, zwei der vier Kinder von Gail Bear und Bernard Bear. Während der Text von Wendy, die als Stadtkind erst nach und nach alle Bereiche der indianischen Kultur kennenlernt, eine positive und heile Welt vermittelt, ist der Beitrag ihres Bruders dagegen ein vorsorglich geschriebener Abschiedsbrief, dessen Inhalt anschließend von der Mutter erläutert wird. Keiths Probleme begannen erst im letzten Highschool-Jahr mit Alkohol- und Drogenkonsum sowie einer möglicherweise erblichen Erkrankung an manischer Depression, die zu mehreren stationären Klinikaufenthalten führte. Besonders traumatisch wirken Ruth Elizabeth Spences Krankenhauserfahrungen, da sie 1925 schon im Alter von sieben Jahren ohne Englischkenntnisse eingeliefert wurde. Nach weiteren stationären Behandlungen besuchte sie eine Internatsschule und war selten daheim. Die Chancen für eine gute Ausbildung waren für indianische Jugendliche damals gering, haben sich aber ihrer Ansicht nach in den letzten Jahren gebessert. Dancing Water Sandy ist eine Shuswap und lebt in Vancouver. Auch in ihrem kurzen Text wird deutlich, wie schwierig der Erhalt einer ethnischen Identität sein kann. Einerseits kennt sie das Reservat und die Familie durch regelmäßige Besuche, bei denen sie durch Erzählungen Informationen über frühere Zeiten erhält; andererseits ist sie relativ hellhäutig und fühlt sich bei Powwows nicht ganz wohl, da sie ihre indianische „Muttersprache“ nicht kann. Obwohl Doreen N. Boutilier frankokanadische Eltern hat, gibt es unter ihren Vorfahren wahrscheinlich auch Micmac, und ihre zeitweilig beste Freundin gehörte zu dieser Ethnie. Ihr Bericht über das Alltagsleben eines Teenagers wirkt sehr negativ: Sowohl ihre Eltern als auch die ihrer Freundin waren geschieden, beide Väter tranken viel und wurden dann gewalttätig, d. h. sie bedrohten z. B. Familienmitglieder mit Waffen und feuerten diese im Haus ab. Weitere Themen, die sie anspricht, sind Drogenkonsum, Selbstmord und psychische

Probleme. Größere Schwierigkeiten aus der eigenen Jugend erwähnt Bernard Ominayak, Gemeindepräsident der Lubicon-Cree, nicht. Allerdings beendete er die Schule nicht, weil er sie nicht mochte und lieber auf der Fallstrecke war. Als eigentlich guter Schüler wurde er jedoch von den Ältesten zur Gemeindegemeinschaft angeregt. Seine Kinder ermuntert er zum Schulbesuch; da sie in der Gemeinde bleiben wollen, treffen ihn die geringen Beschäftigungsmöglichkeiten dort auch persönlich. Der letzte Beitrag des aus dem Pueblo Jemez stammenden Joe S. Sando stimmt den Leser wieder optimistischer. Seiner Meinung nach hat ihm die Schule nicht allzuviel gebracht, er nutzte aber die aus seiner Teilnahme am 2. Weltkrieg resultierenden finanziellen Möglichkeiten zum Collegebesuch und studierte später. Von seiner eigentlichen medizinischen Ausrichtung kam er ab, als er den Mangel an Unterrichtsmaterialien über die Geschichte nordamerikanischer Ureinwohner erkannte. Heute schreibt er über die Pueblo-Indianer und hält Vorlesungen an verschiedenen Institutionen. Der berufliche Bereich ist nur ein Teil der euro-amerikanischen Welt, in der er lebt, so wie die Beherrschung seiner Muttersprache und die Partizipation an Pueblo-Zeremonien nur eine Facette seiner indianischen Welt darstellt.

Das Buch schließt mit einem kurzen Anhang, der die Bildlegenden zu den Illustrationen von John Fadden Kahionhes, ein Glossar, Anmerkungen der Herausgeber und ein Literaturverzeichnis enthält. Bei der Publikation handelt es sich um Unterschied zu anderen thematisch verwandten um eine Sammlung von sehr verschiedenen Beiträgen. So kommen sowohl alte als auch junge Individuen zu Wort, deren Schulbesuche in unterschiedliche Perioden fallen und die zudem teils eher positive oder negative Erinnerungen bzw. Erfahrungen bezüglich ihrer Kindheit und Jugend haben. Außerdem äußern sich Personen, die sich z. B. beruflich mit dem Fachgebiet beschäftigen. Dadurch erhält der Leser eine gute allgemeine Einsicht in die Materie und die damit verbundenen Probleme. Daher kann man das Buch jedem empfehlen, der sich für das Thema interessiert.

Dagmar Siebelt

González Carré, Enrique: Ritos de tránsito en el Perú de los Incas. Lima: Lluvia Editores; IFEA, 2003. 143 pp. ISBN 9972-627-50-0. (Colección Biblioteca Andina de Bolsillo, 18)

Este nuevo libro de Enrique González Carré está dedicado a los ritos de paso en el Perú incaico. La premisa básica que subyace cada una de sus páginas es que existió un ciclo ritual fuertemente establecido, cuyo patrón general se hallaba plenamente difundido y tan sólo sufría ligeras variaciones locales en cada pueblo que componía el Tawantinsuyu. En un proceso altamente institucionalizado de modelado de la persona, estos ritos regulaban los pasajes del individuo desde el nacimiento hasta la muerte, marcando en cada una de las etapas de la vida el reconocimiento colectivo de una nueva categoría social. Si bien la mecánica formal de estas prácticas se encuadra sin mayores problemas en las formulaciones

clásicas de Van Gennep – separación del estatus previo, estado liminal ambiguo y finalmente incorporación al nuevo estatus – González Carré enfatiza particularmente los procesos de educación y socialización que pone en escena el rito.

El primer capítulo trata las prácticas relativas al nacimiento describiendo los cuidados a los que se sometían las mujeres embarazadas para asegurar la normalidad y el buen crecimiento de niño: ayunos, abstenciones sexuales y oraciones a las *huacas*. También expone una serie de creencias y nociones con respecto a la concepción, el papel desempeñado por el semen en la gestación, el uso curativo del cordón umbilical y las asociaciones simbólicas entre la menstruación y los cultivos. Según González Carré, se ponían en juego ciertos conocimientos de medicina y terapéutica popular en el momento del parto, pero en líneas generales se trataba de un procedimiento sencillo. Luego se presentaba el niño a los familiares y amigos en un rito llamado *aylluskay*, durante el cual se le imponía al niño su primer nombre personal, que era provisorio. No había grandes cuidados específicos más allá de bañar al recién nacido (aquí el autor desarrolla una disquisición algo confusa sobre nociones como “profilaxis” o “purificación”, que no parecen discriminar del todo entre los significados atribuidos al rito por los observadores misioneros y por los indígenas). En cuanto a la conformación progresiva de la persona del niño, González Carré documenta, por un lado, las asociaciones simbólicas entre la abstención del sexo por parte de la madre y la lactancia exitosa; y, por el otro, la práctica de la deformación craneana (por más que el autor dé la impresión, por momentos, de pensarla más como una práctica “salvaje” que como una técnica cultural de modelado del cuerpo). Finalmente, se detallan las costumbres relativas al tratamiento de los hijos deformes y mellizos, que González Carré prefiere explicar por las consideraciones económicas y políticas expansionistas del imperio más que por concepciones morales o éticas (37).

El ritual del *rutuchikuy* ocupa el segundo capítulo. La misma etimología del término (*rutuy*: cortar, *chukcha*: cabello) describe el evento: tras el destete, es decir el paso de alimentación sobre la base de leche materna hacia otros alimentos, los padres del niño organizaban una fiesta invitando a parientes y amigos. Un tío anciano cortaba el pelo y las uñas del niño – que, como en alguna página de Frazer, se guardaban celosamente para evitar que algún malintencionado pudiera dañar al niño mediante brujerías. El tío ofrecía luego un regalo que simbolizaba el nacimiento simultáneo de dos relaciones: la primera con su sobrino (padrinazgo), la segunda con los padres (compadrazgo). Una vez más se imponía un nuevo nombre, que el niño llevaría hasta la adultez y era elegido por los padres o los abuelos debido a algún acontecimiento significativo para ellos. Según González Carré, en ocasiones se elegían los nombres de los padres o los abuelos del niño. Sin embargo, no queda claro si el autor se inclina por explicar esta costumbre como una mera conmemoración; o como una creencia en la reproducción de las virtudes del